



David Weiß

Assistenzprofessor für vormoderne japanische Literaturen und Sprachen an der Faculty of Humanities, Kyushu University

Bei der Geburt Shintōist, beim Tod Buddhist: Das Zusammenwirken von Shintō und Buddhismus in Japans Geschichte und Gegenwart

Buddhismus und Shintō sind die bedeutendsten Religionen in Japan, denen Statistiken zufolge ein Großteil der Japanerinnen und Japaner angehören – und zwar nicht einer der beiden Religionen, sondern häufig beiden zugleich. Im Gegensatz zum Christentum und anderen monotheistischen Religionen stellen Shintō und Buddhismus keinen Absolutheitsanspruch und haben im Laufe ihrer langen Geschichte in Japan auf verschiedene Weisen miteinander interagiert. Der vorliegende Artikel skizziert den Verlauf dieser vielfältigen Interaktionen und gegenseitigen Beeinflussungen, geht anschließend auf die weitverbreitete Auffassung ein, Shintō sei eine urtümliche Naturreligion, und schließt mit einer Beschreibung des Zusammenwirkens von Shintō und Buddhismus im religiösen Leben der heutigen Japanerinnen und Japaner.

Räumliche und rituelle Nähe

Im Gegensatz zu den buddhistischen „Tempeln“ werden Shintō-Heiligtümer üblicherweise als „Schreine“ bezeichnet. Der Eingang zu einem Schrein wird gewöhnlich von einem „Torii“ markiert, einem meist zinnoberrot lackierten Tor aus Holz oder Stein. In der Nähe des Tors befindet sich in der Regel ein überdachter, mit Wasser gefüllter Steintrog (*temizuya*), an dem sich Besucher mit Hilfe hölzerner Schöpflöffel Hände und Mund reinigen können, bevor sie sich der Haupthalle des Schreins nähern. An der Haupthalle werfen Schreinbesucher einige Münzen in einen (meist hölzernen) Kollektorkasten, klatschen in die Hände, um die Aufmerksamkeit der Gottheiten zu erregen, und beten dann mit gesenktem Haupt. Wer in Begleitung japanischer Bekannter einen Schrein besucht, wird überrascht feststellen, dass selbst Menschen, die sich als nichtreligiös bezeichnen und das Schreingelände aus rein touristischem Interesse betreten, beinahe unwillkürlich die oben beschriebenen rituellen Handlungen durchführen. Die Überraschung wächst, wenn man bei Tempelbesuchern genau dieselben rituellen Handlungen beobachtet. Im Unterschied zu Shintō-Schreinen ist es an buddhistischen Tempeln



Temizuya im Tempel Shōkoku-ji in Kyōto (Foto © David Weiß)



Inari-Schrein auf dem Gelände des Hinomisaki-Schreins in Izumo, Präfektur Shimane. Charakteristisch sind die Fuchstatuen und die roten Torii. Der Fuchs gilt als Bote der Gottheit Inari. (Foto © David Weiß)

nicht üblich, vor dem Beten in die Hände zu klatschen. Viele Japanerinnen und Japaner sind sich solcher Unterschiede jedoch nicht bewusst (siehe READER 1991, 1-2).

Dies ist nicht verwunderlich, da die klare Unterscheidung zwischen Tempeln und Schreinen auf den zweiten Blick verschwimmt. So findet man auch in vielen Tempeln Steintröge zum Händewaschen, auch vor den Gebetshallen von Tempeln sind hölzerne Kollektenkästen angebracht, und sowohl Tempel als auch Schreine verkaufen Amulette, die weltliche Vorteile (*genze riyaku*) wie Erfolg in der Liebe, Schutz vor Krankheit oder Sicherheit im Straßenverkehr versprechen. Doch damit nicht genug: Viele Tempel beherbergen kleine Shintō-Schreine auf ihrem Gelände. Häufig handelt es sich dabei um Schreine, die der Nahrungsgottheit Inari geweiht sind. Unter allen Shintō-Gottheiten verfügt Inari über die meisten Schreine in ganz Japan. Diese sind an der leuchtend roten Farbe der (oft zahlreichen) Torii und der Schreingebäude zu erkennen sowie an den Fuchstatuen, die Schreinbesuchern entgegenblicken. Um das Durcheinander perfekt zu machen, sind einige der wich-

tigsten religiösen Zentren des Inari-Glaubens buddhistische Tempel (siehe SMYERS 1999). Diese räumliche und rituelle Nähe von Buddhismus und Shintō ist kein modernes Phänomen, das aus religiöser Ignoranz im vermeintlich säkularen Industriestaat Japan geboren wurde – zumindest nicht ausschließlich. Vielmehr stellte die enge Verschmelzung buddhistischer und shintōistischer Praktiken und Lehren den Normalzustand im vormoderne Japan dar.

Die Herausbildung des Shintō in Interaktion mit dem Buddhismus

Der Ursprung der ältesten Schreine auf den japanischen Inseln verliert sich im Dunkel der Vorzeit, doch der Begriff „Shintō“ taucht erstmals im *Nihon shoki* auf, der 720 vollendeten ältesten japanischen Reichschronik. Hier lesen wir, dass Kaiser Yōmei (reg. 585?-587?) an die buddhistische Lehre glaubte und Shintō respektierte, wohingegen Kaiser Kōtoku (reg. 645-654) die buddhistische Lehre respektierte, aber den Shintō gering achtete. Derselbe Kōtoku erließ ein Edikt, demzufolge die Sonnengöttin Amaterasu ihren Nachkommen die Herrschaft über Japan mit den Worten überlassen habe, diese sollten *kannagara* über das Land herrschen. Das Adverb *kannagara* wird im *Nihon shoki* folgendermaßen erklärt: „*Kannagara* bedeutet ‚Shintō befolgen‘ oder ‚Shintō in sich tragen‘“ (nach TEEUWEN 2002: 236). In der traditionellen Forschung wurden diese Passagen dahingehend interpretiert, dass es vor der Ankunft des Buddhismus in Japan bereits eine vollständig entwickelte einheimische Religion gegeben habe, für die nach der Einführung der neuen religiösen Tradition vom asiatischen Festland der Name „Shintō“ geprägt worden sei. Die neuere Forschung geht hingegen davon aus, dass es sich bei diesen frühesten Nennungen von „Shintō“, das mit den chinesischen Schriftzeichen für „Weg der Götter (*kami*)“ geschrieben wird, um eine buddhistische Bezeichnung für nicht-buddhistische Gottheiten handelt

(siehe TEEUWEN 2002). In dieser Bedeutung lassen sich die Schriftzeichen auch in früheren chinesischen Texten nachweisen. Zu dem Zeitpunkt, als Shintō erstmals historisch greifbar wird, ist die Tradition demnach bereits in einem buddhistischen Auslegungsmuster verortet: Japanische Gottheiten gelten als potenzielle Hindernisse bei der Verbreitung der buddhistischen Lehre und müssen daher – genauso wie daoistische Gottheiten in China – zum Buddhismus bekehrt werden.

Zur Bekehrung lokaler Gottheiten errichteten buddhistische Mönche bereits gegen Ende des 7. Jahrhunderts Tempel direkt neben den Heiligtümern einheimischer Gottheiten, in denen buddhistische Riten für die *kami* abgehalten wurden. So entstanden nach und nach Schrein-Tempel-Komplexe, die sowohl Schreinpriester als auch buddhistische Mönche¹ beschäftigten. Es gab jedoch auch den umgekehrten Fall, dass auf Tempelarealen Schreine für *kami* errichtet wurden, welche die buddhistische Lehre beschützen sollten. So taucht die bereits erwähnte Gottheit Inari erstmals im frühen 9. Jahrhundert in schriftlichen Quellen auf – als Schutzgottheit des Shingon-Tempels Tō-ji in Kyōto.² Die sogenannte *honji suijaku*-Konzeption stellte eine Rationalisierung derartiger Interaktionen dar. Dieser Lehre zufolge waren Menschen nicht dazu in der Lage, die „Essenz“ (*honji* 本地) von Buddhas und Bodhisattvas zu begreifen, weshalb diese sich zum Zweck der Bekehrung als „Spuren“ (*suijaku* 垂迹) in der Gestalt von *kami* manifestierten. Im Laufe des Mittelalters und bis in die Neuzeit brachte die *honji suijaku*-Konzeption immer komplexere Assoziationsketten hervor, die neben *kami*, Buddhas und Bodhisattvas auch Yin-Yang-Gottheiten,

¹ Sowohl der buddhistische als auch der shintōistische Klerus war und ist mit wenigen Ausnahmen männlich, deshalb wird in diesem Artikel durchgängig die männliche Form verwendet.

² Shingon ist eine Schule des esoterischen Buddhismus, die der Mönch Kūkai (774-835) im frühen 9. Jahrhundert gründete.

Dämonen sowie historische Kulturhelden aus Japan, China und Indien umfassten. Auch die klare Hierarchisierung trat mehr und mehr in den Hintergrund, sodass teilweise Buddhas zu „Spuren“ und *kami* oder gar Menschen zu „Essenzen“ erklärt wurden. Im 15. Jahrhundert drehte YOSHIDA Kanetomo (1435-1511) den Spieß schließlich um und erklärte Shintō zur Wurzel aller Religionen. In der Lehre des von ihm begründeten Yoshida-Shintō, die bis zum Ende der Neuzeit einflussreich bleiben sollte, galten fortan die *kami* als „Essen-



Sanpōkōjin-Schrein auf dem Gelände des Tempels Kuramadera nördlich von Kyōto. Sanpōkōjin ist eine Gottheit, die die drei Schätze (*sanpō*) des Buddhismus beschützt: den Buddha, die buddhistische Lehre und die buddhistische Gemeinschaft. Das Torii kennzeichnet das Heiligtum als Shintō-Schrein. (Foto © David Weiß)

zen“ und Buddhas und Bodhisattvas als „Spuren“.

1868 beendete die frisch an die Macht gelangte Meiji-Regierung mit ihren Edikten zur institutionellen und ideologischen Trennung von Shintō und Buddhismus die jahrhundertealte Tradition kombinatorischer Lehren und Praktiken. Diese Edikte verboten das Verehren von Shintō-Gottheiten unter buddhistischen Namen oder mit buddhistischen Riten. An Schreinen angestellte buddhistische Mönche wurden zwangsweise laisiert und zu Shintō-Priestern umgeschult, buddhistische Statuen und Ritualgegenstände aus Schreinen entfernt und buddhistische Gebäude teils niedergerissen. Die Meiji-Regierung hatte den Sturz des jahrhundertealten Shōgunats als Wiederherstellung der direkten Kaiserherrschaft gerechtfertigt. Um dieses Programm ideologisch zu legitimieren, wurde der Shintō zu einem überreligiösen Staatskult erklärt, an dessen Riten (trotz der in der Meiji-Verfassung von 1889 garantierten Religionsfreiheit) alle Staatsbürger teilnehmen mussten. Im Zentrum dieses Staatskults stand die Idee der göttlichen Abstammung des Kaisers, der als gütiger Patriarch über die als Familie konzipierte japanische Nation herrschte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs identifizierte die amerikanische Besatzungsmacht den Shintō als ideologische Grundlage des japanischen Totalitarismus und setzte folglich eine strenge Trennung von Staat und Religion durch. Seit dieser Zeit, so kann man wohl sagen, befindet sich der Shintō auf der Suche nach seiner gesellschaftlichen Rolle.

Shintō als urtümliche Naturreligion

Einer Lesart zufolge, die sich in jüngster Zeit sowohl in Japan als auch international großer Beliebtheit erfreut, handelt es sich beim Shintō um eine urtümliche Naturreligion, in welcher sich die harmonische Koexistenz des japanischen Volks mit der Natur ausdrücke (siehe dazu ROTS 2017). Als Beleg für diese Interpretation werden häufig die altertümlichen japanischen Mythen angeführt,

in denen die Urmutter Izanami eine große Anzahl von Gottheiten zur Welt bringt, zu denen auch die japanischen Inseln sowie Meere, Flüsse, Berge, Bäume und Gräser gezählt werden – die Natur selbst, so die moderne Interpretation, wurde somit als göttlich aufgefasst. Ein wichtiger Vordenker dieser Lesart ist der nativistische Gelehrte MOTOORI Norinaga (1730-1801), der den Zustand der japanischen Kultur, insbesondere deren Durchdringung mit chinesischen Ideen und Konzepten, scharf kritisierte. Um den kulturellen Niedergang abzuwenden, so Norinaga, müssten die Japaner zu der altertümlichen Lebensweise zurückkehren, die in den Mythen (welche für Norinaga religiöse Offenbarungen darstellten) in den alten Reichschroniken beschrieben werde – zum „natürlichen Weg der Götter“ (*shizen no shintō* 自然の神道). Im Gegensatz zur rationalistischen chinesischen Philosophie sei dieser durch die Fähigkeit gekennzeichnet, Ergriffenheit für Naturphänomene wie den Wechsel der Jahreszeiten zu empfinden. Damit war der Mythos der japanischen Naturliebe in der Welt – er hat bis heute nichts von seiner Wirkkraft eingebüßt. Als in den 1970er Jahren das Umweltbewusstsein in Europa und Nordamerika wuchs, machten einige Intellektuelle die jüdisch-christliche Idee vom Menschen als Beherrscher der Natur als Grund für die mit der Industrialisierung einhergehende Umweltzerstörung aus und meinten in „orientalischen“ Religionen wie dem Zen-Buddhismus oder eben im Shintō einen Schlüssel für das harmonische Zusammenleben mit der Natur gefunden zu haben. Die Idee, dass Shintō den Weg einer nachhaltigen Koexistenz mit der Natur aufzeige, fand auch unter japanischen Intellektuellen – und bald auch unter der Shintō-Priesterschaft – Anhänger. Etwa seit der Jahrtausendwende vertritt Jinja Honchō, der Dachverband der Shintō-Schreine, diese Lesart offensiv in seinen Veröffentlichungen.

Als Beispiel für die im Shintō angeblich seit Urzeiten praktizierte Naturverehrung wird häufig der Ōmiwa-Schrein in der Präfektur Nara angeführt. Hierbei handelt

es sich um einen der ältesten Schreine Japans, dessen Besonderheit darin besteht, dass es auf dem Schrein-gelände keine Haupthalle gibt. Vielmehr wird der zum Schrein gehörende Berg Miwa als Hauptheiligtum verehrt. Eine genauere Betrachtung zeigt jedoch, dass die Behauptung, am Ōmiwa-Schrein sei eine urtümliche Form der Naturverehrung bis in unsere Zeit bewahrt worden, historisch kaum tragbar ist. Zum einen stellte der Schrein bis in die Moderne ein wichtiges Zentrum kombinatorischer Lehren dar – die Meiji-zeitliche Trennung von Shintō und Buddhismus veränderte nicht nur das Aussehen der Kultstätte, sondern auch die dort praktizierten Riten grundlegend (siehe ANTONI 1995). Zum anderen datiert der älteste schriftliche Beleg für die Bezeichnung des Bergs als Hauptheiligtum aus dem Jahr 1871: In diesem Jahr erklärten die Priester den Berg zum Heiligtum, um die wirtschaftliche Ausbeutung durch Anwohner zu unterbinden, die dort zum Ärger der Priesterschaft Pilze und Feuerholz sammelten oder sogar Bäume fällten und Felder anlegten. Auch ansonsten tut man sich schwer, historische Belege für die angebliche Naturverbundenheit des japanischen Volks zu finden. Schon bevor im 19. Jahrhundert westliche Ideen ins Land strömten, lassen sich in Japan umfangreiche Abholzung und andere Formen von Raubbau an der Natur nachweisen. Der Rede von Shintō als Naturreligion zum Trotz hält sich die Initiative von Schreinen für den Umweltschutz in Grenzen. Auch bei Priestern, die in dieser Hinsicht aktiv sind, beschränkt sich das Engagement meist auf den Erhalt des zum eigenen Schrein gehörenden Waldstücks – und selbst hier geben viele Priester nach, wenn Anwohner oder ansässige Firmen auf die Abholzung des Wäldchens dringen.

Rituelle Arbeitsteilung: Shintō und Buddhismus im Alltagsleben

Dies liegt nicht nur am geringen Umweltbewusstsein vieler Schreinpriester, sondern auch am Selbstverständnis von Shintō-Schreinen als zentrale Treffpunkte, die eine



Der zum Tempel Tōdai-ji gehörende Nigatsu-dō in Nara. Im Vordergrund sieht man den Kōjō-sha, einen Shintō-Schrein für die Schutzgottheit des Tōdai-ji. (Foto © David Weiß)

wichtige Rolle für den gesellschaftlichen Zusammenhalt eines Dorfs oder Stadtviertels spielen. Ein Priester überlegt es sich daher genau, bevor er sich mit seiner Gemeinde (oder einem Unternehmen, das Arbeitsplätze in der Region schafft) anlegt. Damit sind wir bei der Frage der Funktion des Shintō im Alltagsleben der Japanerinnen und Japaner gelangt. Das religiöse Leben in Japan ist durch eine Art rituelle Arbeitsteilung zwischen den beiden großen Religionen Shintō und Buddhismus gekennzeichnet, prägnant ausgedrückt in der Redensart „Bei der Geburt Shintōist, beim Tod Buddhist.“ Demnach wird Shintō prinzipiell als eine lebensbejahende Religion angesehen, deren Riten sich häufig um Anfänge, Fruchtbarkeit und Wachstum drehen, während der Buddhismus (trotz der auch an Tempeln angebotenen diesseitsbezogenen Amulette) in erster Linie als eine Religion des Todes gilt.

Die meisten Menschen in Japan werden nach buddhistischer Sitte beigesetzt. Üblicherweise geschieht dies in einem Familiengrab, das sich in einem buddhistischen Tempel im Heimatort des Verstorbenen befindet. Die hinterbliebenen Familienangehörigen besuchen dieses Grab in regelmäßigen Abständen und bewahren ein Täfelchen mit dem posthumen Namen des Verstorbe-

nen in einem häuslichen buddhistischen Altar (*butsudan*) auf, den man auch im scheinbar so säkularisierten Japan nach wie vor in vielen Haushalten findet. Auch an diesem häuslichen Altar werden in bestimmten Abständen nach dem Tod Riten durchgeführt, viele Menschen bringen den hier eingeschreinten Vorfahren regelmäßig Speisen dar und halten sie über familiäre Ereignisse wie die schulischen Leistungen der Kinder auf dem Laufenden. Der Buddhismus fördert somit den familiären Zusammenhalt – auch über den Tod hinaus.

Der Shintō erfüllt eine komplementäre Funktion in der japanischen Gesellschaft. Hier steht eher die lokale Gemeinschaft als die individuelle Familie im Mittelpunkt der rituellen Praxis. Kurz nach der Geburt werden Kinder üblicherweise zum lokalen Schrein gebracht und dem Schutz der dortigen Gottheit anvertraut. Dieser Ritus markiert die Aufnahme des Kindes in die lokale Gemeinschaft. Im November jeden Jahres füllen sich beim *shichigosan*-Fest die Schreine mit in prächtigen Kimonos gekleideten Kindern und ihren Eltern. Dieses Fest, an dem Mädchen im Alter von drei und sieben Jahren sowie fünfjährige Jungen teilnehmen, stellt eine Erneuerung des Schutzversprechens durch die lokale Gottheit dar. Vor allem handelt es sich jedoch um eine Zelebrierung des Wachstums der Kinder, die auf Fotos und Videos festgehalten wird. Auch der Beginn des neuen Jahres wird üblicherweise am Schrein gefeiert. Bekannte Schreine wie der Meiji-Schrein in Tōkyō oder der Fushimi-Inari in Kyōto ächzen in der Nacht des 31. Dezembers und in den ersten Tagen des neuen Jahres unter dem Ansturm von Millionen Besuchern. Viele Menschen besuchen jedoch auch ihren lokalen Schrein und ziehen in festlicher Stimmung Orakelzettelchen, um zu erfahren, was das neue Jahr bringen mag, trinken vom Schrein ausgegebenen Reiswein oder tun sich an den Imbissen gütlich, die an Ständen verkauft werden.

Shintō und Buddhismus erfüllen somit komplementäre Rollen in der japanischen Gesellschaft und geraten nur selten in Konflikt miteinander. Vereinfacht gesagt, zelebriert der Shintō das Leben und fördert durch regelmä-

ßige Feste den Zusammenhalt der lokalen Gemeinschaft, während der Buddhismus das Zusammengehörigkeitsgefühl in den Familien stärkt und den Menschen hilft, den Tod geliebter Personen und die eigene Sterblichkeit zu ertragen. In beiden Fällen spielt „Glaube“ nur eine untergeordnete Rolle. Viele Menschen erfahren erst, welcher buddhistischen Schulrichtung ihre Familie angehört, wenn ein Familienmitglied verstirbt; und viele wissen nicht (und interessieren sich auch nicht sonderlich dafür), welche Gottheit in ihrem lokalen Schrein verehrt wird. So kommt es, dass viele Japanerinnen und Japaner sich als „nichtreligiös“ bezeichnen und zugleich regelmäßig buddhistische und shintōistische Riten durchführen.

Literatur in westlicher Sprache

- Klaus ANTONI, „The ‚Separation of Gods and Buddhas‘ at Ōmiwa Jinja in Meiji Japan.“ *Japanese Journal of Religious Studies* 22/1-2 (1995), S. 139-159.
- W.G. ASTON, *Nihongi: Chronicles of Japan from the Earliest Times to AD 697*. Rutland: Tuttle, 1972 [Erstausgabe: London 1896].
- Ian READER, *Religion in Contemporary Japan*. Basingstoke: Macmillan, 1991.
- Aike ROTS, *Shinto, Nature and Ideology in Contemporary Japan: Making Sacred Forests*. London: Bloomsbury, 2017.
- Karen A. SMYERS, *The Fox and the Jewel: Shared and Private Meanings in Contemporary Japanese Inari Worship*. Honolulu: University of Hawai'i Press, 1999.
- Mark TEEUWEN, „From *Jindō* to Shinto: A Concept Takes Shape.“ *Japanese Journal of Religious Studies* 29/3-4 (2002), S. 233-263.
- Mark TEEUWEN und Fabio RAMBELLI (Hg.), *Buddhas and Kami in Japan: Honji Suijaku as a Combinatory Paradigm*. London: Routledge, 2003.